

STERNHAGELJUNG

David Maislinger

Roman

© 2026 David Maislinger
Lektorat/Korrektorat: Textariat
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99203-134-4 (Paperback)
978-3-99203-132-0 (Hardcover)
978-3-99203-133-7 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meine Mutter

#01

Ein Stück Kreide, das wenige Zentimeter von meiner linken Backe entfernt vorbeischoß, riss mich aus der Konzentration. Ich zeichnete gerade eine Skizze von Isa in mein Psychologieheft. Doch mein Modell, das am Katheder saß, hatte alles andere im Sinn, als still zu sitzen. Ihre Aufmerksamkeit galt, wie immer, den Jungs in ihrem Umfeld und im Moment Marcel, dem größten Draufgänger der Schule.

Er war auf dem Weg zu seinem Platz und drängte sich an meinem Stuhl vorbei.

Isa war älter als ich und hatte ein Jahr der Oberstufe wiederholt, da ihr Interesse eher den jungen Männern galt als dem Stoff. Sie war etwas über eins siebzig groß, und ihre herbstbraunen Haare, die weit über ihre Schultern reichten, ihr dunkelroter Lippenstift und ihr Knackarsch, den sie im Alltag in lange Hosen aus Leder

verpackte, gaben ihr die Anmut einer Edelkastanie. Zum Verschmausen knusprig.

Den wahren Grund für die Auseinandersetzung mit Marcel hatte ich nicht mitbekommen. Jedenfalls hatte er ihr den Mittelfinger gezeigt und »Fuck you« geschrien. Da hatte Isa vergessen, dass sie mir Modell sitzen wollte, sich mit den Kreidestücken bewaffnet, die am unteren Rand der Tafel lagen, und begonnen, Marcel damit zu bombardieren. Was als Auseinandersetzung zwischen den beiden angefangen hatte, hätte mich fast das Augenlicht gekostet, so nah flogen die Geschosse an mir vorbei.

Marcel war nur ein wenig über eins sechzig groß, doch was ihm an Körpergröße fehlte, kompensierte er mit seinem Mundwerk. Er hatte die Haare kurz geschoren, trug Schlabberpullis und die Skaterhosen weit unter seinem Gesäß.

Ich schloss mein Heft und legte es auf den Schreibtisch vor mir. Ich wollte mich kleinmachen und den Tumult um mich herum still ertragen. Die Glocke läutete das Ende der Pause ein, doch meine Mitschüler quatschten weiter.

Wir waren der Maturajahrgang des Informatikzweiges des Bundesoberstufenrealgymnasiums, und die Klasse zählte nur noch dreizehn Schüler, da sich im Laufe der letzten vier Jahre mehr als die Hälfte meiner ehemaligen Klassenkameraden für den Einstieg ins Berufsleben entschieden hatten.

Ich war am Land aufgewachsen und pendelte jeden Tag nach Salzburg. Mit meinen siebzehn Jahren war ich der Jüngste der Klasse und in den vergangenen beiden Jahren von etwas über eins sechzig auf etwas über eins neunzig in die Höhe geschossen. Ich hatte breite Schultern und war schlank. Meine dunklen Haare trug

ich kurz, und auf meiner Nase saß eine Brille mit schwarzem Gestell.

Die Tür ging auf und die Psychologielehrerin, von uns mit dem Spitznamen »Wilde Henne« versehen, wackelte mit ihrem übergroßen Gesäß in die Klasse. Marcel ahmte das Glucksen einer Henne nach, die Mädchen in der ersten Reihe kicherten. Doch die Lehrerin kannte das Spiel bereits und stellte sich wortlos vor die Tafel. Sie übte sich in stiller Präsenz, gab dem Ungehorsam der Klasse keine Energie, atmete tief ein und aus und wartete, bis auch der Letzte verstand, dass die Stunde begonnen hatte.

Als Maturaklasse wollten wir das tägliche Theater schnell und reibungslos hinter uns bringen, weshalb nach wenigen Minuten Vernunft und mit der Vernunft Ruhe einkehrte.

Die Wilde Henne hatte sich ihren Spitznamen durch ihren unorthodoxen Unterrichtsstil verdient. Sie hielt sich nicht an den Lehrplan, sondern füllte die Stunden mit ihren Ansichten und ihrem Weltbild.

Als es still geworden war, formte sie ihre Lippen zu einem Lächeln, schaute sich um – und sprach mich an. »David, was haben wir in der letzten Stunde gemacht?«

»Die Einteilung der Psyche nach Freud«, sagte ich.

»Sehr gut. Und die wäre?«

»Nach Freud gibt es das Es, das Ich und das Über-Ich. Wobei das Es triebgesteuert ist und im Unbewussten wirkt. Die Triebe des Es sind gesteuert vom Eros, dem Lebenstrieb, oder von Thanatos, dem Todestrieb«, ratterte ich hinunter. »Das Ich repräsentiert die Realität und vermittelt zwischen den Wünschen des Es und den moralischen Vorstellungen des Über-Ichs. Das Über-Ich wiederum repräsentiert die Werte der Gesellschaft.« Sie nickte und rieb sich

die Hände. »Sehr gut. Heute bringe ich euch meine eigene Einteilung der Psyche bei, die sich an Freud und C. G. Jung orientiert und beide Modelle vereint. Aber, pscht.« Sie legte ihren Zeigefinger an ihre Lippen. »Das repräsentiert nur meine Meinung und ist nicht wissenschaftlich abgesegnet.« Abermals schaute sie sich um – und erneut blieb ihr Blick an mir hängen. »Nehmen wir dich, David. Wer bist du? Und, wenn ja, wie viele?«

Ich rutschte auf meinem Sessel herum und richtete mich ein wenig auf. »Na, ich bin ich.«

»Bullshit, du bist viele«, sagte sie.

Ich wurde blass und realisierte, dass die Professorin mich vor der ganzen Klasse vorzuführen begann. Die Wilde Henne trat an die Tafel und zeichnete eine Figur, die mich darstellen sollte. Sie skizzierte eine große Gestalt mit breiten Schultern. Als Kopf diente eine Ellipse.

»Erst einmal bist du zweigeteilt«, sagte die Wilde Henne, deutete ein Gehirn in meinem Kopf an und unterteilte es mit einem kräftigen Kreidestrich, der meine Ohren schmerzen ließ, bevor sie sich der Klasse wieder zuwandte. »Wie ihr wisst, gibt es eine linke und eine rechte Gehirnhälfte. Die linke ist für logische und analytische Aufgaben zuständig und die rechte für kreative und emotionale Prozesse.« Die Wilde Henne blickte in die Klasse und vergewisserte sich, dass alle ihrem Vortrag folgen konnten. »Wenn allerdings jemand emotional sehr schwach ist – wie du, David –, entwickeln die emotionalen Prozesse der rechten Hirnhälfte ein Eigenleben. Sie werden zu einem eigenen Ich. Ich nenne es das Emotional-Ich.« Sie beschriftete die rechte Gehirnhälfte ihrer Skizze mit Emotional-Ich. »Du musst sehr aufpassen auf dein Emotional-Ich. Wenn es jemand so lange unterdrückt wie du, David, entwickelt es seine eigene Dynamik in der Psyche, und das

ist gefährlich. Das Emotional-Ich tendiert dazu, zu regredieren, wenn es überfordert ist. Du weißt, was Regression bedeutet, David?»

»Die Rückentwicklung in eine frühere Stufe der Persönlichkeitsentwicklung«, sagte ich.

»Sehr gut, David. Du musst gut auf dich aufpassen.« Sie deutete in ihrer Skizze auf die linke Seite des Gehirns. »Du bist ein intelligenter junger Mann. Nur bist du nicht, wer du zu sein glaubst. Du hast es dir in deinem Verstand bequem gemacht. Dein Ego ist groß, doch das lässt du die andern nicht wissen. Du versteckst dich, um den goldenen Käfig zu schützen, in den du dich gesperrt hast«, sagte die Wilde Henne, und ich bekam es zunehmend mit der Angst zu tun. Nahm sie mich gerade vor aller Augen Stück für Stück auseinander?

»Du versteckst dich und lebst dich und deine Gefühle nicht aus. Das ist gefährlich, weil deine Mitschüler spüren, dass du ihnen etwas vormachst, und dann übergehen sie dich, was wiederum Wut bei dir auslöst.« Sie hob die Brauen, blickte sich einmal in der Klasse um, und fuhr fort. »Dass du dein Ego ständig versteckst, ist ein Nährboden für negative Gefühle. Was mit den negativen Gefühlen passiert, besprechen wir, wenn es um den Schatten geht.« Sie wandte sich erneut der Tafel zu und beschriftete die linke Gehirnhälfte mit Ego-Ich.

Als ich dachte, es überstanden zu haben, drehte sie sich um und kam auf mich zu. »Hast du das verstanden? Was du glaubst, wer du bist, das bist nicht du. Es ist eine Spiegelung deines Egos. Mit dem Verstand kannst du dich selbst nicht erfassen. Nicht einmal mit deinem Geist ist es einfach, dich selbst zu erkennen, wenn du dich selbst nicht fühlst. Deine Intuition ist hervorragend, deine Sinne sind alle in Ordnung und dein Denken ist auf einem sehr hohen Niveau. Nur

das Fühlen ist bei dir unterentwickelt.« Sie tippte auf mein Pult. »Du hast keinen Zugang zu deinem Inneren Selbst.«

Ich schaute mich um. Die ganze Klasse hing an ihren Lippen.

»Du fragst dich, was dein Inneres Selbst ist?«, hakte die Wilde Henne nach. Nervös rutschte ich mit meinem Gesäß auf dem Stuhl nach vorne und zurück. Die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse lastete wie ein Gewicht auf meinen Schultern. Ich wünschte mir, ein Zauberer zu sein und mich mit einem Trick in Luft auflösen und aus der Situation befreien zu können. Wortlos starrte ich auf den Holztisch vor mir.

Die Wilde Henne ließ sich durch mein Schweigen nicht beirren, schritt beinahe stolz an die Tafel zurück und zeichnete ein Herz auf die Brust der Skizze von mir. Sie tippte dreimal auf das Herz und stierte mich an. »Um Zugang zu deinem Inneren Selbst zu erhalten, musst du dein Herz verstehen. Es besitzt ein eigenständiges neuronales Netzwerk mit etwa vierzigtausend Neuronen. So kann es Informationen verarbeiten und Entscheidungen treffen. Es erzeugt ein elektromagnetisches Feld, dessen magnetische Komponente bis zu fünftausendmal stärker ist als jene des Gehirns. Positive Emotionen wie Freude erzeugen harmonische Muster im Herz-Feld, während negative Emotionen ein gestörtes Muster hervorrufen.« Sie hielt inne und atmete durch. »Ich habe mal irgendwo gelesen, dass es eine fünfte Herzkammer gibt, die der Sitz der Seele sein soll.« Sie wackelte mit dem Kopf – ob missbilligend oder nicht: Ich konnte es nicht sagen und wollte es auch nicht wissen. Konnte sie nur bitte endlich aufhören, mich zum Anschauungsmaterial zu machen? »Auf jeden Fall lässt sich sagen, dass das Herz mehr ist als eine Pumpe – es ist das Zentrum des Inneren Selbst«, sagte die Wilde Henne, schnalzte

mit der Zunge und beschriftete das Herz an der Tafel mit Inneres Selbst.

War es nun vorbei? Ich atmete langsam aus, doch da wandte sie sich erneut um und zeigte auf mich.

»Du, mein lieber David, hast keinen Zugang zu deinem Inneren Selbst. Du hast dich irgendwo in deinem Verstand verrannt und findest den Ausgang nicht mehr.«

Ich musste schlucken. Schweiß rann mir von der Stirn, und ich drehte mich um, sah die Augen meiner Klassenkollegen und ihre Blicke, die mich durchbohrten wie Lanzen den Verlierer eines Ritterturniers. Die Worte der Wilden Henne waren wie Gewichte, die auf meinen Schultern lagen und immer schwerer wurden. Sie erdrückten mich beinahe. Ich konnte nicht fassen, dass mich die Professorin dieser Situation aussetzte.

»Deine Klassenkollegen hingegen haben alle einen Zugang zu ihrem Inneren Selbst, nur du hängst in der Luft. Du hast kein Körperbewusstsein, mein Lieber.«

Weiterhin wetzte ich mit meinem Hintern auf meinem Platz hin und her. Am liebsten wäre ich aufgesprungen, wäre weggerannt und hätte die Tür hinter mir zugeknallt. Dann wäre ich auf die Toilette geflüchtet und hätte mich selbst hinuntergespült.

Doch ich sagte nichts. Zorn verengte meinen Brustkorb, und ich bekam kaum noch Luft. Meine Mitschüler mussten die Wolke der Wut spüren, die mich umhüllte, und sie warteten auf meine Reaktion. Einen Ausbruch, einen Hilferuf oder zumindest eine Stellungnahme, doch ich schwieg.

Ich drehte meinen Kopf wieder nach vorne und blickte die Lehrerin an. Ich wünschte mir Befreiung von ihr und erkannte nicht, dass

ich selbst der Einzige war, der mich aus dieser Situation befreien konnte.

»Du hast keinen Zugang zu deinen wirklichen Gefühlen, David. Jeder andere hätte mich bereits in die Schranken gewiesen und mich gefragt, warum ich ihn vor der ganzen Klasse bloßstelle. Du hingegen sitzt nur still da«, sagte die Wilde Henne.

Meine Kinnlade klappte hinunter. Was sollte ich tun? Jede Reaktion auf ihren Angriff hielt ich für falsch. Ich konnte nur dasitzen und es ertragen.

Die Wilde Henne zeichnete einen Schatten zur Figur an der Tafel und fuhr fort. »Du nährst deinen Schatten, indem du deine Gefühle unterdrückst, und auch das ist gefährlich. Dein Schatten ist jetzt schon kilometerlang. Der Schatten ist die Summe der bösen Persönlichkeitsanteile, und wenn er nicht integriert wird, entwickelt auch er ein eigenständiges Leben. Also, David, wie viele bist du jetzt?«

Langsam schloss ich meinen Mund und schluckte einen weiteren Schwall Wut hinunter. Da spürte ich Angst. Angst, ausgelacht und verurteilt zu werden. Sie berührte mich wie kalter Wind. Gänsehaut. Ich fühlte mich ausgezogen. Nackter als nackt. Es war, als würden die Blicke meiner Mitschüler durch Haut und Muskeln auf meine Knochen treffen. Schüttelfrost erfasste mich.

»Ich sage es dir. Du bist zumindest vier.« Sie wandte sich endlich der ganzen Klasse zu. »Das Modell, das ich euch gerade veranschaulicht habe, unterscheidet zwischen Emotional-Ich, Ego-Ich, Innerem Selbst und Schatten-Ich. Das wären vier Persönlichkeitsanteile. Andere Modelle zählen hundert und mehr Subpersönlichkeiten, aber das ist ein anderes Thema.«

Mein Blick fiel auf meine rechte Hand, die einen Kugelschreiber über meinem Psychologieheft hielt. Sie zitterte. Die Seite vor mir war leer. Un-

bewusst hielt ich die Luft an. Ich wagte es weder zu atmen noch zu schreiben. Langsam drehte ich meinen Kopf und blickte auf die Uhr an meiner linken Hand. Die Stunde war beinahe um und ich hatte kein einziges Wort geschrieben.

Ich senkte meine Hand, legte den Stift weg. In wenigen Minuten würde mich das Läuten der Glocke befreien, und erleichtert ließ ich den Luftstrom aus meinem Mund, über meine Lippen nach draußen entweichen.

»Du bist also das Ego-Ich namens David, das Emotional-Ich namens Davidl, das Innere Selbst namens –«, sie hielt inne und überlegte, dann lächelte sie und nickte, »El Davido und das Schatten-Ich Davedave.«

Was zum –

Ich rieb mir die Stirn und versuchte, etwas einzuwerfen, aber die Wilde Henne ließ sich nicht bremsen.

»Wisst ihr was? El Davido habe ich noch nie dieses Klassenzimmer betreten gesehen. Und das ist sehr schade. Das Ego-Ich ist stark verwandt mit der Persona aus C. G. Jungs Lehre.« Sie klatschte in die Hände, lächelte in den Raum, hatte mich endlich vergessen. »Dazu mehr in der nächsten Stunde.« Sie kritzelte meine vier Namen an die Tafel, die Glocke läutete die Pause ein, und die Wilde Henne verließ die Klasse.

Nach und nach erhoben sich auch meine Kollegen und strömten zur Tür hinaus, um im Hof zu rauchen oder im Gang eine Wurstsemmel zu verspeisen. Ich starrte an die Tafel auf die Skizze der Wilden Henne und war allein. Allein mit meiner Wut, meiner Angst und meiner Scham.

#02

Der Kaffeeautomat dröhnte in die Stille des Gangs, während der Haselnuss-Cappuccino in einen Plastikbecher tröpfelte. Das zuckerhaltige Heißgetränk wärmte mein Herz und erhöhte meinen Puls, der aufgrund meiner Nervosität ohnehin zu hoch war. Koffein und Zucker waren nicht die einzigen Substanzen, die ich mir auf der Suche nach einem Kick im Leben zuführte.

Ich war vor einigen Monaten von zu Hause ausgezogen, hatte einen harten Schnitt in der Beziehung zu meiner Mutter hinter mir und fühlte mich erwachsen.

Sentimental nippte ich an meinem Cappuccino, als wäre es der allabendliche Kakao, serviert von Mama. Ich kannte den Gang von den Unterrichtspausen, in denen er vibrierte von dem Trubel meiner Mitschüler, doch nun war er leer gefegt. Die Leere heizte meine Nervosität weiter an, denn bald war es so weit. Bald musste ich mich der wich-

tigsten Prüfung meines bisherigen Lebens stellen. Ganz allein musste ich mich vor drei Erwachsenen behaupten.

Es fiel mir zunehmend schwer, ruhig zu atmen, und meine Beine wollten nicht mehr stillstehen. Zuerst zappelte ich auf der Stelle, dann machte ich kleine Schritte, stapfte ruckartig nach vorne und zurück. Beinahe wäre der Kaffee aus dem Becher geschwappt. Genauso wie die Welle des Cappuccinos bewegten sich meine Gedanken. Von der letzten Begegnung mit meiner Mutter wanderte ich in meiner Erinnerung zum ersten Schultag, an dem ich ähnlich nervös gewesen war wie im Moment. Dann dachte ich daran, wie ich mich unter meinen Mitschülern behauptet hatte, und atmete erleichtert auf.

Über die Jahre gesehen waren meine Probleme mit den Lehrern gering gewesen. Darum fragte ich mich, weshalb meine Nervosität nun so stark war. Das Linoleum des Bodens, das Mintgrün der Wände und das endlose Geländer des Gangs – alles um mich herum schien mich zu bedrohen und engte meine Brust ein.

Mir blieb die Luft weg.

Ich schlich vorbei am Kaffeeautomaten, der die letzten Tropfen Kaffee in ein Sieb fallen ließ, und blieb vor dem Raum stehen, in dem ich zur mündlichen Matura antreten durfte. Mein Herz hämmerte von innen an meine Rippen. Mein Auftritt stand wenige Minuten bevor, und obwohl ich wusste, dass ich nichts zu befürchten hatte, stieg mir die Nervosität von der Brust in die Kehle, da half auch der Zucker des Cappuccinos nichts. Der Kaffee schwappte in meine Kehle, und mein Geist zischte in den Prüfungsraum. Ich sah mich stottern, von einem Bein auf das andere wanken, versuchen, mich klar zu artikulieren. Mein Geist schob Panik, und ich schmeckte nichts von dem Kaffee, den ich mir in die Kehle leerte. Wie ferngesteuert knüllte ich den Becher

zusammen, warf ihn in eine Ecke und das Rascheln des Plastiks auf dem Linoleum riss mich aus meinen Gedanken. Ich konnte doch am letzten Tag in der Schule keine Unordnung hinterlassen, dachte ich. Pflichtbewusst hob ich die Plastikkugel auf und warf sie in den Papierkorb neben dem Automaten. Dabei bückte ich mich.

Eine Tür öffnete sich. Mein Blick fiel in den Prüfungsraum. Startnummer elf kam heraus. Ich sog einen Schwall Luft in meine Brust und richtete mich auf. Meine Geschmacksnerven meldeten sich zurück. Mit einer Mischung aus Zucker und Kaffee auf dem Gaumen schritt ich über die Schwelle. Die Nervosität fiel beim Betreten des Prüfungsraumes von mir ab. Ich war dran. Startnummer zwölf. Die Gewissheit, dass ich die Matura schaffen würde, breitete sich in mir aus.

Das Tribunal bestand aus drei Personen des Lehrkörpers, die wie Kobolde hinter zusammengeschobenen Schulbänken saßen. Mein Zeichenprofessor stand auf, hielt mir einen Zettel entgegen, auf dem eine schlechte Kopie von Dalís *Beständigkeit der Erinnerung* abgebildet war, und bat mich um eine Interpretation des Kunstwerks.

»Die Zeit ist verdorben«, sagte ich. Der Satz flutschte über meine Lippen. Die Ameisen und die Fliege, die auf den Uhren im Bild abgebildet waren, brachten mich auf diese Idee. Darüber hinaus spiegelte sich meine allgemeine Unzufriedenheit mit der Welt in diesem Satz: Nüchtern schien mir das Leben unerträglich, und je länger ich das Gemälde betrachtete, desto mehr wuchs in mir die Überzeugung, dass der Künstler auch mit Substanzen experimentiert hatte und wenn es nur das Schnüffeln von Terpentin gewesen war. Doch genug sinniert, mein Zeichenprofessor räusperte sich und sagte: »Das können Sie besser.« *Kein gutes Zeichen*. Zögerlich

trug ich die Fakten zu dem Bild vor, die ich abgespeichert hatte.
»Das Bild ist vierundzwanzig auf dreiunddreißig Zentimeter groß, stammt aus dem Jahr 1931 und ist im Stil des Surrealismus gestaltet.«

»Was ist darauf zu sehen?«, fragte mein Professor.

»Eine Strandlandschaft aus Dalís Heimat Katalonien. Im Vordergrund sind drei zerfließende Wanduhren und eine Taschenuhr abgebildet. Auf einem Quader ist ein Baum mit einem Ast zu sehen. Auf diesem Ast hängt eine der Uhren. Eine andere liegt auf einem abstrakten Selbstporträt des Künstlers. Auf der dritten Uhr, die direkt auf dem Quader liegt, sitzt eine Fliege, und auf der Taschenuhr tummeln sich Ameisen. Weiter hinten ist eine Fläche zu sehen, die bläulich glänzt. Sie könnte einen leeren Pool darstellen. Im Hintergrund sind das Meer und eine Felsenlandschaft abgebildet«, sagte ich mit Blick auf die schlechte Kopie. Dann hob ich den Kopf, kramte in den Archiven meines Gehirns, holte tief Luft und sagte:
»Das Bild ist im altmeisterlichen Stil gemalt, und die Idee zu den zerfließenden Uhren kam Dalí beim Anblick von Camembert, der zu lange in der Sonne gestanden hat. Freuds Psychoanalyse beeinflusste sein Werk, weshalb eine sexuelle Interpretation des Gemäldes naheliegend ist.«

»Und die wäre?«, fragte mein Professor und neigte den Kopf.

»Das Ölgemälde beinhaltet eine Reihe von Gegensätzen, die sich vereinen, so wie es beim Sex der Fall ist. Da wären das Meer und das Land, das kühle Blau des Himmels und der warm gestaltete Sand, die realistisch gemalten Felsen im Hintergrund und die abstrakte Symbolik der Gegenstände im Vordergrund. Außerdem sind da die deformierten Uhren, die hart und weich umkehren, sodass

sich diese Gegensätze wie beim Geschlechtsakt vereinen.« Mein Professor schwieg und ließ mich sprechen. »Wie üblich stellt Dalí eine Traummetapher dar. Einen symbolischen Ort, an dem das Unbewusste auf die Wirklichkeit trifft. Der Remix der Erinnerung im Traum, der die tieferen Lebensumstände des Träumenden ausdrückt, ist das Bildmotiv. Das Meer trifft auf das Land. Dabei steht das Meer für die Emotionen, das Weibliche und das Unbewusste. Das Land steht für das Männliche, das Bewusste, den Geist. Dort, wo sich männlich und weiblich treffen, entsteht etwas Neues, und dieses Neue, das werdende und gleichzeitig verrinnende, stellt Dalí in Form der fließenden Uhren dar.« Jetzt kam ich richtig in Fahrt und hob die Stimme. »Das Paradoxe, das der Künstler anhand der gleichzeitigen Darstellung von werdendem und verrinnendem erzeugt, drückt die Beständigkeit aus. Die Beständigkeit der Erinnerung. Schon im Titel des Bildes wird der Kontrast von Hartem und fließendem angezeigt. Das Aufeinandertreffen von Wasser und fester Materie beschreibt die Vereinigung von Emotion und Verstand.« Ich hatte mich warm geredet, Schweiß sammelte sich unter meinen Achseln, mein weißes Hemd klebte an meiner Haut.

Nachdem ich minutenlang weitergeredet hatte, hob mein Professor die Hand, deutete mir, dass es genug war, und wies mir den Weg zur Tür. Mit einem Daumenhoch und einem Augenzwinkern bestätigte er mir, dass ich die Prüfung bestanden hatte. Eine Ansammlung an negativen Gefühlen, die sich in den letzten Jahren aufgestaut hatte und wie ein Betonsack auf meinen Schultern gelastet hatte, fiel von mir ab. Das Ende einer mühselig gewordenen Routine war erreicht. Ich war reif und das offiziell. Reif, mein Le-

ben selbst zu gestalten. Freude stieg in mein Herz, und meine Lippen dehnten sich in Richtung Ohren aus.

Ich schritt mit der Gewissheit, einen Meilenstein in meinem Leben erreicht zu haben, über den Linoleumboden im Gang. Dass ich während der Prüfung die richtigen Worte gefunden hatte, machte mich stolz, und ich begann zu rennen. Meine rechte Hand glitt über das Treppengeländer, und ich spürte die Fliehkraft, als ich in der Kurve des Treppenhauses meine Schritte beschleunigte. Je mehr ich meine Vergangenheit abhakte, desto deutlicher wurde eine Frage, die in mir keimte: Was nun?

Die Schweißflecke unter meinen Achseln hatten sich auf meinen Brustbereich ausgedehnt, und das blaue Sakko engte mich ein, also zog ich es vor der Tür aus.

Ich rannte in den Hof, wo meine Klassenkameraden standen und grinsten. Ich nahm Tabak, Filter und Papers und drehte mir eine Zigarette.

»Na?«, fragte Isa.

»Das war's«, sagte ich und blickte in die Runde.

Da war mein WG-Kollege Marcel. Er stand wie gewöhnlich im Mittelpunkt und bespaßte die anderen. Aus gegebenem Anlass trug er einen weißen Anzug, und als er mich entdeckte, streckte er mir die offene Hand hin. Ich schlug ein. Ein Teil von mir hätte ihn am liebsten umarmt, doch ich hielt diesen Teil von mir versteckt. Während die anderen Maturanten, die sich in kleinen Gruppen über den Hof verteilten, mit ihren Plänen fürs Leben prahlten, wusste ich nicht, wie es mit mir weitergehen sollte. Deshalb traute ich dem Hochgefühl in meiner Brust nicht und vermied es, über meine Zukunft zu sprechen. Ich war erst vor wenigen Monaten in